

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stablische 6 Thlr.
mit Stablischen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

Dort an jener Stelle im Parke war's gewesen, auf der Bank unter der uralten Eiche, wo jenes Drama, wie das Leben so viele bietet, ausgespielt wurde, und noch heute, als Isabelle in stiller Morgenfrühe der Stelle zuschritt, einst ihrem Lieblingsplatze, vermochte sie ein leises Schauern nicht zu unterdrücken, gedachte sie jener heißen qualvollen Stunde. Nicht daß es sie gereute, was sie gethan, nein, sie mußte so handeln, noch hätte sie nichts von dem Geschehenen zurückgenommen, noch hielt sie Alles für Recht und Pflicht. Wird das Leben sie zu einer anderen Ueberzeugung bringen?

„Gott geleite Erich auf seinen Wegen und führe ihn sicher und unverloren hierher zurück, daß er dem Onkel ein liebender Sohn und all seinen Untergebenen ein guter Herr sei, er selbst ein glücklicher Gatte werde! Und auch mich nehme der Allgütige in seinen Schutz, ich werde seiner noch mehr bedürfen als Erich, und ich habe Niemand, der für mich betet! — Allein ziehe ich in die Welt hinaus, zu siegen, oder zu unterliegen. Zu unterliegen? Nimmer! Ich erreiche, wonach ich strebe!“

Mit diesem Gedanken kehrten Muth und Energie in Isabelle zurück; er hielt sie aufrecht in der letzten

schweren Stunde des Abschiedes, als die Diener sich herbeidrängten mit feuchten Augen und Segenswünschen, denn sie war ihnen stets eine gute, großmüthige und theilnehmende Herrin gewesen. Der Abschied vom Onkel, der durch ein leichtes Unwohlsein an's Zimmer gebannt wurde, oder vielleicht sich dadurch fesseln lassen wollte, war kurz und förmlich, wie es nach dem gestrigen stürmischen Auftritt wohl nicht anders zu erwarten war. Einige seiner furchtbar scharfen Aeußerungen, besonders jene harten höhrenden Worte, als Isabelle demüthig bittend zu seinen Füßen lag, hatten ihr eine Wunde geschlagen, daß noch jetzt das warme Herzblut daraus hervorquoll, hatten aber zugleich ihre Liebe für ihn, wenn auch nicht ertödtet, doch in einen lähmenden Bann gelegt, so daß sie ihm kalt und stolz gegenüber stand. Sollte sie sich noch einmal des Komödienspieles zeihen lassen? —

Der alte Graf fühlte, daß er zu weit gegangen war, und gerade dieses beschämende Bewußtsein machte diese feste und oft eigensinnige Natur noch trotziger, und ob ein tiefer Schmerz seine Seele durchschnitt und er Isabelle hätte halten mögen mit tausend Liebesarmen, äußerlich zeigten sich nur Grimm und Starrsinn.

Draußen in der Halle unter den Dienern, — die ja alle einen Theil der Heimath bildeten, die sie umgeben von Kindheit an — wäre beinahe die Eisrinde geschmolzen, die sich um Isabellens Herz gelegt, aber sie durfte nicht weich werden, und ihrer ungewöhnlichen Willenskraft gelang es, das Wogen ihre Gefühle zu beherrschen. Waren es auch alte bewährte Diener, so

wußten sie doch nichts von den letzten traurigen Vorgängen im Schlosse; ahnten sie auch, daß nicht Alles wie sonst sei, so glaubten sie doch der von Frau Linde gegebenen Aussage, daß ihre junge Herrin eine weite große Reise anträte, und wenn ihnen auch Manches dabei seltsam erschien, so gehörten sie noch zu jenem guten treuen Schläge der Diener, welche nicht in die Angelegenheiten ihrer Herrschaft zu dringen suchen, nicht spioniren und kritisiren, sondern einfach thun, was ihre Pflicht ist. Hätten sie vermuthet, daß es ein Abschied sei für's Leben, so würden die Thränen, welche jetzt in den Augen glänzten, wohl mit lautem Schluchzen geflossen sein.

„Lebt wohl! lebt wohl, Ihr Alle! Frau Richter“ (zur Haushälterin gewandt) pflegen Sie den Onkel nach wie vor mit Ihrer schönen, kräftigen Küche. Mein lieber treuer Meyer, bringen Sie ihm oft von dem besten ältesten Wein, und Sie, Friedrich, stehen Sie ihm recht sorgsam zur Seite. Und Ihr Andern Alle, thut Eure Pflicht und thut sie mit Liebe, laßt es Euch nicht anfechten, wenn der Graf zuweilen unwirsch ist, die Sicht plagt ihn denn, und im Grunde meint er es doch treu und gut mit Jedem und ist ein kreuzbraver Herr!“

„Ja, Gott segne ihn! Aber unsere junge Gräfin auch, sie vor Allen!“ rief einer der Diener und ein voller Chor stimmte ein.

„Dank Euch! Und nun Gott befohlen!“

Isabelle stieg eilig in den Wagen, der sie zur nächsten Eisenbahnstation bringen sollte, Frau Linde folgte langsamer nach und mit Schnelligkeit verließ die Equipage den Schloßhof. Noch einmal schaute Isabelle sich um, nach einem Fenster sah sie voll hoffender Herzensangst — doch nein, er war nicht zu sehen; sein letzter Blick begleitete sie nicht bei ihrem Scheiden aus der Heimath.

3.

In einer hübschen, gutgelegenen Wohnung der Residenz war Isabella bald häuslich eingerichtet. Frau Gertrud Linde hatte mit ihrem praktischen Rathe, ihrer Umsicht dem jungen Mädchen sehr hilfreich beigestanden, ihr mehr die anmuthige, ausschmückende Seite der Einrichtung überlassend, während sie selbst sich der Herbeischaffung des Alltäglichen und Nützlichen widmete. Frau Gertrud war eine ganz vortreffliche Stütze für Isabelle, war ihr eine mütterliche Pflegerin gewesen von ihrer früheren Verwaisung an. Klug, gebildet,

nicht nur mit manchen nützlichen Kenntnissen ausgerüstet, sondern Herz und Seele geabelt, hatte sie mit ihrem einfachen, treuen Sinne, ihrem sanften, echt weiblichen Wesen, einen Einfluß über ihren Schützling erlangt, wie Keiner außer ihr sich dessen rühmen konnte, einen Einfluß, welchen selbst zuweilen der Onkel zu seinen Gunsten anrief, um dadurch eine bessere Verständigung zwischen sich und der „querköpfigen“ Nichte zu erzielen, und welcher ihm auch stets gern gewährt wurde, so fern Frau Linde nicht zugemuthet wurde gegen ihre bessere Einsicht zu sprechen und zu handeln. Hierzu hätte nichts sie vermocht, lieber würde sie ihrer ganzen Stellung entsagt haben; aber es wußte Jeder zu gut, daß sie Isabellen unentbehrlich sei. Wie manche Mutter ist dem eigenen Kinde nicht das gewesen, was Frau Linde Isabellen war; diese hing auch mit treuer, warmer Liebe an ihr; wenn Lehrer und Erzieherinnen — denn nichts wurde zu ihrer Ausbildung gespart — mit dem ungestümen, leidenschaftlichen Mädchen nicht auszukommen wußten, Frau Linde fand doch die Seite heraus, an der sie zu erfassen war. Sie sprach mit Sanftmuth und Liebe zu ihrem Herzen, und dadurch gewann dann auch die Vernunft Eingang. In der letzten großen Katastrophe, welche über Isabellens Leben entschied, hatte die mütterliche Freundin keine Gewalt über sie gehabt, vergeblich wurde da vom alten Grafen ihr Einfluß erbeten, so weit reichte er nicht. Aber Frau Linde war klug genug dies bei Zeiten einzusehen und sich nicht in nutzlosen Kampf und Streit einzulassen, in dem sie nicht gewinnen, nur verlieren konnte — Isabelle verlieren! Da hieß es kurz und einfach:

„Liebe Gertrud, gehst Du mit mir, stehst Du zu mir, wie auch Alles sich gestalte?“

„Ja, Isabelle, uns trennt nur Dein eigener Wille.“

Ein fester Händedruck, denn von großen Zärtlichkeiten war Isabelle keine Freundin, und Alles war abgemacht.

Der alte Graf hatte die treue Frau Gertrud beschuldigt, sie habe dem wahnwitzigen Plane seiner Nichte Vorschub geleistet, und dehnte seinen Zorn auch auf sie aus. Daß diese Beschuldigung falsch sei, ahnte er wohl selbst. Wie viel lieber würde Frau Linde, die zwar noch rüstig, doch schon nicht mehr jung war — ruhig in dem schönen, stillen Hasen geblieben sein, als sich draußen auf das hohe, offene Weltmeer zu begeben, aber ihre Isabelle, ihr Kind, wollte den Sturm bestehen, wenigstens redlich damit kämpfen, da gab es für sie keine Wahl, als mit hinauszuschiffen. Und ohne Isabellens Vorhaben aus dem Gesichtspunkte zu

betrachten, wie der alte Graf, war doch Frau Linde weit entfernt, die Begeisterung für die Kunst zu begreifen und zu theilen, welche Isabelle mit ihrem ganzen früheren Leben brechen ließ.

Die ersten Tage ungemüthlicher Geschäftigkeit waren vorüber, in der hübschen, wohl eingerichteten Wohnung saßen die beiden Damen im Dämmerlichte, über die Zukunft sprechend. Die Uebersiedlung in die Stadt hatte weniger Schwierigkeiten gebracht, als sie befürchtete; Frau Linde konnte alle zur Niederlassung erforderlichen Papiere herbeischaffen und Isabelle galt für ihre Verwandte. In sofern lagen in der Zukunft keine Hindernisse mehr vor ihnen.

„Gertrud, morgen werde ich Frau Sara Sidney meinen Besuch machen. Wie wird sie staunen, daß ihr Wunsch sobald in Erfüllung gegangen ist. Ich erzählte Dir doch, daß die Leistungen dieser unserer größten Schauspielerin mich zu der Begeisterung hinrissen, die nun wie ein Flammenmeer immer weiter um sich greift und mich zu zerstören droht, wenn ich das Feuer nicht in seine gehörigen Grenzen zurückweise, das heißt hier so viel, als dem Drange folge, der mich mit unwiderstehlicher Macht vorwärts zieht. Als ich damals von meinem Entzücken, meiner Bewunderung für Sara Sidney getrieben, zu ihr ging, ihr meinen Dank auszudrücken für den Schatz von Freuden und Hochgenüssen, welche ihr Talent mir gereicht, ihr auszusprechen, was alles Edles und Großes durch sie in meiner Brust wachgerufen wurde, da sagte sie in ihrer holdseligen, nur ihr eigenthümlichen Weise:

„Wie schade, Gräfin Isabelle, daß Sie auf einer Lebensstufe stehen, die sich zu hoch für die Ausübung der göttlichen Kunst dünkt, ich glaube, Sie wären berufen Großes zu leisten, in Ihnen sähe ich eine würdige Nachfolgerin von mir erstehen.“ —

So war es gewesen. Als Isabelle vor der großen Künstlerin stand, und in ihrer begeisterten, hinreißenden Weise den Eindruck schilderte, den Jener Spiel auf Sie gemacht, da hatte Frau Sidney kein Auge von dem jungen Mädchen zu wenden vermocht. Ihre edle, hohe Gestalt, so jugendblühend und anmuthig und doch so stolz, ihre schönen, ausdrucksvollen Gesichtszüge, das klangreiche Organ, dazu die glühende Begeisterung, der Feuereifer, mit dem sie nicht nur oberflächlich über die Kunst sprach, sondern sie auch in ihrer tieferen Bedeutung und ihrem höheren Zwecke erfaßt hatte, das Alles schien Sara wie geschaffen, Isabelle zu einer großen Künstlerin zu machen. Mehr zum Scherz — als Antwort auf eine Bemerkung der jungen Dame,

daß Bewunderung der Kunst doch noch lange kein Beweis sei, Talent zur Ausübung derselben zu besitzen — unterwarf die Schauspielerin sie einer Probe, die Isabelle auf überraschende Weise löste. Anstatt mit Pathos zu deklamiren, sprach sie, las die von ihr geforderten Stellen mit Ruhe und Klarheit, mit einem so richtigen Verständniß, welches Sara Sidney entzückte; und nachdem sie nun noch gezeigt, daß sie sich mit Natürlichkeit zu bewegen verstehe, gehen könne, ein Versuch, der Isabelle zum herzlichsten Lachen brachte, die Kunst-richterin aber, welche wohl wußte, wie Schweres sie verlangt, mit Staunen erfüllte, da äußerte Sara, überzeugt von der seltenen Begabung der jungen Gräfin, jene Worte, welche zündend in Isabellens Seele gefallen waren und sie herausrissen aus ihrer Bahn.

Noch oft hatte die Schauspielerin des schönen, fremden Mädchens gedacht, das plötzlich, gleich einem leuchtenden Meteor bei ihr erschienen und ebenso verschwunden war, zuweilen hatte sie sogar mit ihrem Gatten über Isabelle gesprochen, ihm die wunderbare Schönheit, die Grazie und das Talent der Fremden schildernd.

„Wenn ich nur die Hälfte dieser Vorzüge besessen hätte, Herrmann, ich glaube, ich stände jetzt ganz anders da.“

„Kann man noch mehr als groß sein, ist Eine, die sich mit Dir zu messen vermag, Sara?“

„Aber bedenke, daß es mir nicht leicht geworden ist. Man erinnert sich noch jetzt, wie steif ich im Anfange war, und die ersten Recensionen über mich berechtigten wahrlich nicht zu hohen Erwartungen. Mein Organ war weder weich, noch klangvoll, es hat manches Jahr gedauert, bis ich lernte so aus dem Herzen zu sprechen, so aus voller Seele zu spielen.“

„Desto größer das Verdienst. Wer aber lehrte Dich das Alles, meine herrliche Sara?“

„O, Du weißt es, wer den Schwung in mein Leben brachte, von wann sich die Umwandlung herschrieb, — die Liebe ward meine Lehrmeisterin.“

Ein Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit legte sich auf das edle Antlitz der Sprechenden, aber ein tiefer dunkler Schatten verschuchte bald das Licht, welches darauf geleuchtet. Da, ein Schatten stieg hin und wieder aus der Vergangenheit und warf düstere Wolken über die so friedliche und glückliche Gegenwart. Was die Welt längst vergessen, Gott in seiner Güte lange verziehen, was sie gesühnt hatte durch unsträflichen, makellosen Wandel und edles freigebiges Thun,

Sara vermochte es selbst weder zu vergessen noch sich zu vergeben. Zu dieser Frau, die nicht nur groß als Künstlerin, die groß als Weib war — denn selbst in ihren Fehlern war sie nicht kleinlich gewesen — kam jetzt Isabelle; an ihr fand sie nicht nur eine Lehrerin, die mit voller Liebe und redlichem Eifer das große Werk unternahm, sondern auch eine Freundin. In ihrem Hause waren Isabelle und selbst Frau Linde stets gern gesehene Gäste, und das Geheimniß, daß das junge Mädchen nicht Isabelle Richards, sondern eine erlauchte Reichsgräfin war, ruhte geborgen in Frau Sidney's Brust. —

Langsam aber sicher reifte Isabellens bedeutendes dramatisches Talent der schönsten Entfaltung entgegen. Die edle Knospe wurde mit rührender, sorglicher Muttergärtlichkeit von der gütigen Lehrerin gepflegt und zu einer ebenso naturgemäßen, als echt künstlerischen Entwicklung und Vollendung geführt. Sara hatte sich lange eine begabte Schülerin gewünscht, auf die sie übertragen konnte, was sie selbst groß und bedeutend gemacht, welche, nachdem die älter werdende Frau allmählig von mancher Lieblingsrolle scheiden mußte, diese übernehmen konnte, und nun wurde ihr dieser Wunsch so herrlich erfüllt. — Natürlich konnte es nicht fehlen, daß Isabelle in ihrer ganzen Erscheinung, wohin sie trat, Aufsehen erregte. Man fragte und forschte, wer die stete Begleiterin von Frau Sara Sidney wäre, und als man hörte, es sei eine Kunstnovize, welche für die Bühne ausgebildet werde, erreichte das Interesse, das Isabelle schon an sich erregte, einen höheren Grad.

In den Salons der großen Schauspielerin, zu denen sich alle Notabilitäten der Hauptstadt drängten, alle ausgezeichneten Fremden Zutritt suchten, war Isabelle in diesem Winter einer der ersten Sterne. Und daß sie so stolz und unnahbar sich zeigte, wenigstens für alle fade Schmeichelei unzugänglich, daß sie trotz aller Einfachheit und Natürlichkeit selbst in diesem auserlesenen Kreise als etwas Eigenthümliches und Einziges dastand, erhöhte vielleicht noch die Anziehungskraft. Man sprach davon, daß verschiedene hochgestellte und reiche Männer sich bemüht hätten, Isabelle von ihrem Wunsche zur Bühne zu gehen, abzubringen, indem sie dem schönen, stolzen Mädchen Herz und Hand boten, aber erfolglos. Es hieß selbst, daß sie Frau Sara's Vermittlung erbeten, die diese auch mit einem feinen Nicken zugesagt und sich auch warm der Sache der unglücklich Liebenden angenommen hatte, wohl wissend, sie laufe keine Gefahr, dem Tempel der Kunst eine würdige Priesterin zu entziehen. Wochen und

Monate vergingen, und Isabelle war immer noch Isabelle Richards, deren einziges Streben dem einen großen Ziele zugin. Frau Sidney hatte niemals erlaubt, daß ihre Schülerin durch das Deklamiren von Gedichten oder Monologen, das Spielen einzelner Scenen mit ihrem Talente glänze oder es zersplittere; voll und ganz sollte der Eindruck sein, den sie mache. Im engsten Privatkreise — das Publikum bildeten Sara, ihr Gatte, Frau Linde und einige bewährte Kunstrichter — hatte Isabelle ein Paar Mal mit einigen Mitgliedern der Hofbühne gespielt, die aus Gefälligkeit für Sara zuerst, dann aus eigenem Interesse an dem Talente des jungen Mädchens sich dazu bereit fanden. Nach den verschiedenen, stufenweise immer höher steigenden Leistungen ihres Schüglings hatte die erfahrene und gewiegte Kunstrichterin ermessen, wenn es Zeit sei, nun wirklich vor die Doffentlichkeit zu treten. Denn von den jungen unvergleichlichen Talenten, die aus stiller Erkerstube hinaus, gleich fertig und vollendet, ohne Lehrzeit auf die Bühne kommen und unermessliche Erfolge erzielen, von diesem Allem findet man im wirklichen Leben nichts. —

4.

Der wichtige Tag, der über Isabellens ganze Zukunft entscheiden sollte, war erschienen. Die vielvermögende Frau Sara Sidney hatte es durchgesetzt, Isabellen ein erstes Debüt am Hoftheater auszuwirken, es war ihr gelungen, die Intriguen und Rabalen zu beseitigen, die ohne sie des jungen unbekanntes Mädchens Weg sehr erschwert und gekreuzt haben würden; und schon in sofern konnte man nicht abläugnen, daß Isabelle vom Glück begünstigt ward. An diesem Abende sollte sie als Marie Stuart — Frau Sidney gab die Elisabeth — auftreten. Die ganze Stadt, oder besser die Kreise, welche sich „die Gesellschaft“ nennen, waren in Aufregung. Isabelle hatte durch ihre Erscheinung zu viel Aufsehen gemacht, in der Langeweile, die jene Kreise auszeichnet, ist ein ungewöhnliches Ereigniß zu willkommen, als daß man sich nicht gern einer Erregung hingäbe, schon weil sie etwas Abwechslung in die Eintönigkeit des Lebens bringt. Alle Theaterbillets waren verkauft, und die Unterhändler, welche draußen von Allen gesehen wurden, nur nicht von der Behörde, die ihr Treiben bemerken sollte, machten glänzende Geschäfte. Schon war das Haus dicht besetzt, und ein Schwirren und Summen, wie es stets in einer so vollen Versammlung herrscht, wogte durch die Räume.

In ihrem Ankleidezimmer hinter den Coullissen

weilte Isabelle. Daß sie vollkommen ruhig gewesen, wäre zu viel behauptet; ihr ganzes Sein war tief bewegt, doch nicht von kleinlicher Angst, mehr von einer feierlichen Bangigkeit; es war ihr, als stände sie vor den Thüren eines Tempels und solle nun bekunden, ob sie würdig sei einzutreten.

Sie war schon im vollen Kostüm. Mit der Hand auf einen Sessel gelehnt, denn sie zitterte leicht, stand sie neben ihrer treuen Gertrud, die vor Angst und Zagen fast nicht mehr sie selbst war, und die sich trotzdem bemühte tapfer und muthig zu sein, um ihrem geliebten Kinde nicht das Herz noch schwerer zu machen.

Elisabeth — Frau Sidney — trat herein, noch einige Worte zu ihrer Schülerin zu sprechen, ihren Anzug, ihr Aussehen zu mustern. Mit einem Blick triumphirender Liebe — denn diesem wirklich großartigen Charakter war jede kleinliche Regung des Neides oder der Eifersucht fern — überflog sie die ganze Erscheinung des jungen Mädchens. So königlich stolz und doch so bestrickend reizvoll, eine echte Marie Stuart. Anzug, Haltung, Alles wie es sein mußte.

„Ich finde nichts zu erinnern. Wir sind bereit — und meine Schülerin wird mir Ehre machen. Nur Muth, mein liebes Kind! Ich zage und bange nicht für Sie!“ sagte Sara mit fröhlicher Zuversicht.

Ein tiefer Seufzer hob Isabellens Brust und leise flüsterte sie:

„Ihr Weiden, die Ihr mir Mutter und Freundin seid, Ihr, die Einzigen auf der Welt, welche jetzt Theil an mir nehmen, gebt mir Euren Segen mit auf den schweren Weg, bittet Gott mit mir, daß er mein Streben, eine würdige Priesterin der Kunst zu werden, gedeihen lasse! Es hat mich ja so viel, so viel gekostet, möchte ich die Opfer nicht umsonst gebracht haben!“

Frau Linde, die schon mit ihren Thränen kämpfte, brach jetzt in leises Weinen aus, sie vermochte nur ihre Hände auf Isabellens sich neigendes Haupt zu legen, doch Sara sagte feierlich:

„Ich segne Dich mit meinen besten Wünschen! In Dir wird der Kunst ein Stern aufgehen, wie er reiner und voller nie gestrahlt hat, das prophezeihe ich Dir und meine Verheißung wird sich erfüllen! — Doch jetzt, Isabelle, sammeln Sie sich, der Vorhang ist aufgegangen, bald wird Ihr Stichwort ertönen.“

Die erste Scene zwischen Hanna, Kennedy und Paulet war bald vorüber und wurde mit Gleichgültigkeit und Zerstreuung angehört, Alles war nur gespannt auf Marie Stuarts erstes Erscheinen. Schon bei den Worten der Kennedy:

„Da kommt sie selbst.“

und Paulets Entgegnung:

„Den Christus in der Hand
Die Hoffart und die Weltlust in dem Herzen.“

entstand Unruhe im Hause. Aller Augen hingen an dem Eingange, durch welchen Marie erscheinen mußte.

Sie kam — ein seltsames Gefühl erfaßte all' die Hunderte von Menschen, ein Gefühl, das wohl in jeder Brust das gleiche war, denn Jugend und Schönheit sind siegreiche Waffen und groß ist die Macht weiblicher Holdseligkeit. Wie sie dahinschritt in den langen waltenden Schleier gehüllt, das Cruzifix im Arme, langsam, in sich versunken und doch hoheitsvoll. Es war ein Bild, eine Gestalt, vollendet bis in die kleinste Einzelheit, jeder Zoll eine Fürstin, trotz der rührenden Demuth, der Wittwenkleider, doch die Herrscherin, die Königin von Gottes Gnaden, die Besiegerin aller Herzen.

Durch die jetzt lautlose Stille ertönte ihre weiche, klangvolle Stimme, die edle Sprache und schon jetzt machte sich ein leises Beifallsgeflüster in der Menge kund. Die erste Angst ist überwunden; weiter trägt jetzt die Begeisterung die Künstlerin. Als Königin, Paulet gegenüber, sogar die zürnende gebietende Herrscherin bei Mortimers nichtachtendem Benehmen, steht da, dann aber wie weich und rührend ist sie in ihrer Selbstanklage gegen Hanna, die treue Amme, welche Schmerzenslaute entquellen da dem tiefsten Herzen, daß manches starken Mannes Auge feucht wird, bis in der Scene mit Elisabeth die Leidenschaft, doch in großartiger Majestät losbricht. Jetzt war der Gipfelpunkt erreicht, damit aber auch Isabellens Schicksal entschieden. Ein Beifallssturm, wie er selten sich kund that, brach los, nach Beendigung dieser Scene. Immer wieder mußte Isabelle erscheinen; fast wurde es ihr zu viel. Noch hatte sie der Rausch nicht ergriffen, der in dem Beifallsklatschen des Publikums so hohe Befriedigung findet. Sie war selbst so aufgegangen in ihre Rolle, daß es ihr fast wie eine Profanation vorkam, nachdem sie zitternd von allen Leidenschaften davon gestürzt, nun mit lächelnden Lippen und tiefen Verbeugungen immer wieder vor dem Publikum erscheinen zu sollen. Es lag etwas darin, so auf Gebot zu kommen, was Isabellens stolzen Sinn beleidigte, und in den Wonnetrank, den ihr der Erfolg dieses Abends reichete, war dies ein Wermuthstropfen.

Wie für Viele die junge Schauspielerin in ihrer Scene mit Elisabeth — als das beleidigte königliche Blut siedend emporglühete und doch nicht das edle Maß überschritt — am Größesten war, so gab es wieder

Anderer, welche sie in der Abschiedsscene vor dem Sterben unvergleichlich fanden. Aber entschieden war ihr Loos, das erste Auftreten war ein so glänzendes und siegreiches gewesen, daß selbst ihre eigenen Hoffnungen und Träume dadurch übertroffen wurden. — Der Vorhang war gefallen. Erschöpft, bis in's Innerste erregt, lag Isabelle in ihrem Ankleidezimmer auf dem Sopha; indessen draußen die jubelnde Menge nach ihr rief.

„Ich kann nicht kommen, sagt, daß ich es nicht vermag.“

„Sie müssen!“ Sara Sidney, bis jetzt der Liebling des Publikums, zog die Gefeierte des Abends mit Gewalt auf die Bühne. Ein schönes Paar diese beiden Frauen, und manchen Kunstgenuß versprach man sich noch von ihrem gediegenen Zusammenwirken. —

In den nächsten Tagen waren die Zeitungen erfüllt von dem interessanten Ereigniß, und Isabellens Lob wurde in allen Journalen gesungen. Ein Blatt, welches doch Einiges und vielleicht mit Recht, an der so schnell zum Ruhme Gelangten auszusetzen fand, erregte das höchste Mißfallen und der Fehbehandschuh wurde von einigen der schärfsten Kritiker aufgenommen. In der Gesellschaft, ja, selbst in den Lebenskreisen, die etwas Wichtigeres zu thun haben als sich nur mit Neuigkeiten und leerem Geschwätz zu beschäftigen, bildete das Erscheinen der hochbegabten jungen Künstlerin das Tagesgespräch. Die seltene Vereinigung eines so reichen Talentes mit so herrlichen äußeren Mitteln war jedenfalls etwas Außergewöhnliches. Und wenn auch das wahre Genie eine unvortheilhafte Erscheinung vergessen machen kann, so hat doch gerade eine Schauspielerin oder Sängerin an Schönheit und Anmuth siegreiche Verbündete. Fast alle die idealen Gestalten, welche die Dichter vorführen, sind holdselig, wie gut für die Darstellerin, wenn zwischen ihr und dem Bilde Harmonie waltet.

Am Morgen nach Isabellens erstem Auftreten kamen Briefe, Blumen, schwungvolle Gedichte und wurden angenommen, doch als in späterer Tagesstunde die Spender derselben, junge und alte Herren sich einstellten, dem so leuchtend heraufgezogenen Gestirn ihre Huldigungen darzubringen, fanden sie zu ihrem höchsten Staunen die Thür der Schauspielerin verschlossen. Und nicht etwa unter dem Vorwande, das Fräulein sei nicht daheim, sondern der Diener meldete, seinem Befehle gemäß handelnd, Fräulein Richards empfangen keine Herrenbesuche. Erstaunt sah man sich an, lächelnd dann, die Abweisung mußte auf einem Mißverständnisse beruhen. In die Hand des Dieners glitten Trinkgelder,

Alles vergebens — er nahm die Karten, versprach sie seiner Herrin zu überreichen, doch der Eintritt war nicht zu erlangen.

Indessen saß Frau Sara bei Isabelle und Beide stritten über den fraglichen Punkt: das Abweisen der Besuche.

„Sie werden es nicht durchführen können, Isabelle, es scheint mir in den Grenzen der Unmöglichkeit zu liegen.“

„Mir nicht, und ich will wenigstens den Versuch machen.“

„So wollen Sie auch Ihren Freunden Ihre Thür verschließen, interessante Freunde, auf deren Besuch man stolz sein kann, nicht empfangen?“

„Wenn ich erst Freunde, wirkliche Freunde unter den Herren hier habe, werde ich mich vielleicht nicht weigern, sie zu einer passenden Zeit bei mir zu sehen und es ebenso mit interessanten Fremden halten. Daß ich aber für Jeden, dem es einfällt, mir seine Gegenwart aufzudrängen, sichtbar sein sollte, kann Niemand verlangen. Denken Sie doch, wie ich zu studiren habe, wie ich meine Zeit nützlicher anwenden kann, als solchem leeren Geschwätz zu lauschen, fade Schmeicheleien anzuhören, die mich statt zu erfreuen, beleidigen. Und überdies paßt es mir nicht. Es steht doch in jedes Menschen, besonders in jeder Frau freiem Willen, bei sich zu empfangen, wer ihr gut dünkt, ihre Thür dem zu verschließen, der ihr nicht zusagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Still und tief wie das Meer.

Es war an einem Maientage,
Die Flur war frisch und morgenschön,
Noch schwannten Nebel hin und wieder,
Wie Geister, auf des Berges Höhn,
Schon schwelgt in neuem Leben Alles
Und jubelt froh im Morgenlicht;
Das Meer war furchenlos und eben,
So glatt wie Kindesangeficht.

Da dacht' ich stille bei mir selber:
Wie kann das große Wasserreich,
Das mächt'ge, unabsehbar weite,
So tief sein und so still zugleich!
Die Antwort schwieg; doch leise klang es
Wie ein Verständniß zu mir her:
Das Frauenherz, das stille tiefe,
Das gleicht so ganz und gar dem Meer.

Karl Koch aus Moselb.

F e u i l l e t o n .

(Ein Stadtreisender.) In Paris werden die Leute zuweilen auf wunderliche Weise reich und es giebt dort Industriezweige, wie man sie nirgends anders findet. Wenn der unkundige Provinziale oder Ausländer zuweilen wie geblendet dasteht, indem er eine elegante Reiterin oder eine prächtige Equipage an sich vorüberreiten sieht und dabei denkt, was für eine vornehme Dame dies wohl sein möge — gewiß irgend eine Gräfin oder sonst eine betitelt Aristokratin — so hört er dann mit Erstaunen, es sei irgend eine frühere Limonadenverkäuferin oder Blumenhändlerin gewesen, die in allen Ehren zu Reichthum gelangte.

Den Männern glückt dies noch öfter; so hören wir von Herrn Jalochard, der ein Stadtreisender ist und „in Wein macht,“ wobei er in unerhört schlauer Weise zu Werke geht. Vor etwa einem Jahre kam Jalochard aus Bordeaux nach Paris; er bezog mit seinen Weinproben ein bescheidenes Zimmer in der Rue de la Huchette, und trotz den achtzehntausend Zunftgenossen, welche Paris täglich durchheilen, um mit ihm zu wetteifern, indem sie ihre Fußtapsen mit brennendem Cognac, schäumendem Aiz, kräftigem Burgunder und Wohlgeruch verbreitendem Lafitte bezeichnen, hat Jalochard es doch dahin gebracht, binnen dem einen Jahre über 50,000 Franken zu gewinnen! Wie hat er das angefangen bei einem Geschäft, von welchem die Eingeweichten behaupten, daß dabei nicht mehr als das Wasser zum Trinken zu verdienen sei? Die folgende Verhandlung vor Gericht wird uns darüber einen kleinen Aufschluß erteilen.

Der Richter stellt die Frage: „Was verlangen Sie, Herr Jalochard?“

Jalochard: „O, eine Kleinigkeit, eine bloße Kinderei! Ich würde sogar nicht einmal davon sprechen, wäre es nicht der Ordnung meiner Bücher wegen. Aber diese müssen durchaus in gehöriger Form sein — ich bin's nicht, der das verlangt, sondern der Handelscodez — doch darum nicht ängstlich; das wäre einstweilen eine überflüssige Sorge, denn ich bin noch nicht reich genug, um bankrott zu werden —“

Richter: „Ich muß Sie nochmals fragen, was Sie eigentlich wünschen.“

Jalochard: „Ich verlange von Herrn Godfroy die Bezahlung von 600 Franken für gelieferten Wein.“

Eine alte Haushälterin: „Wein an Herrn Godfroy, an meinen Herrn? Er ist todt, der arme, liebe Mann!“

Jalochard: „Ich hörte, daß ihm diese Unannehmlichkeit begegnet sei; ich bedauere ihn sehr — er war ein vortrefflicher Mensch, ein braver Gatte, ein guter Vater.“

Haushälterin: „Er ist niemals verheirathet gewesen.“

Jalochard: „Gleichviel, Madame, er war auch so ein guter Vater — anonym. Das Vaterland verliert in ihm einen tugendhaften Bürger im wahren Sinne des Wortes, einen guten Franzosen —“

Haushälterin: „Was sagen Sie, einen Franzosen? Er war gar kein Franzose, er war ein Schweizer.“

Jalochard: „Was thut das? Wenn er kein Franzose war, so hätte er doch einer sein können und hätte verdient, einer zu sein. Die Tugend ist weltbürgerlich, und er besaß sie wie Niemand auf der Welt.“

Haushälterin: „Das ist Alles recht schön und gut, aber ich sage Ihnen, daß Sie kein Recht haben, eine Bezahlung für an meinen Herrn gelieferten Wein zu fordern.“

Jalochard: „O, darüber kann kein Zweifel sein. — Herr Godfroy war ein Weinkenner und darin einigermaßen Gourmand, der gute Mann!“

Haushälterin: „Wie kann man nur so etwas von ihm sagen!“

Jalochard: „Ich erinnere mich, daß er in meinen Keller kam und Alles kosten wollte. O, er zechte wacker, der lustige Bruder! Die spanischen Weine liebte er besonders — er ist mir noch fünfzig Flaschen Madeira schuldig, aber er war auch ein Verehrer des Chateau Margaux.“

Haushälterin: „Das ist eine Nichtwürdigkeit! Er ist Ihnen nichts schuldig, er kann Ihnen nichts schuldig sein, denn seit fünf Jahren hat er kein Glas Wein getrunken.“

Jalochard: „Bah! Ich weiß das besser.“

Haushälterin: „Er genoß nichts als Wassersuppe.“

Jalochard: „Das wäre eine sehr magere Diät.“

Richter: „Wenn der Verstorbene überhaupt keinen Wein trank, so wird Ihnen der Beweis schwer fallen, wie er die Bestellungen habe machen können, für welche Sie Bezahlung beanspruchen.“

Jalochard: „Er war noch einige Tage vor seinem Tode bei mir.“

Haushälterin: „Rein, es ist doch zu arg, wie man nur so etwas behaupten kann!“

Jalochard: „O, Madame, das kann ich mit Fug und Recht behaupten, denn ich habe es in meine Bücher eingetragen mit deutlichen Worten: „Den und den war Herr Godfroy bei mir, ein Duzend Flaschen Chateau Margeaux zu bestellen.““

Haushälterin: „Das müßte merkwürdig zugegangen sein, denn seit fünfzehn Monaten hatte er das Bett gar nicht verlassen können, weil seine Sehnen ganz zusammengezogen waren.“

Jalochard: „Das bedaure ich sehr, das ist wirklich recht traurig.“

Haushälterin: „Nun werden Sie mir doch nicht mehr sagen wollen, daß er kurz vor seinem Tode bei Ihnen gewesen ist?“

Jalochard: „Dann werde ich ihn wohl mit einem Anderen verwechselt haben. Es wird sein Vater oder sein Bruder sein, der die Bestellung bei mir gemacht hat.“

Haushälterin: „Er hatte gar keinen Vater oder Bruder mehr, er war der Einzige seiner Familie, der noch am Leben

war. Uebrigens muß ich dem Herrn Richter nur mittheilen, wie ich von dem Verfahren des Herrn Jalocharb schon gehört habe. Er schickt nämlich seine Weine nur den Todten. Sobald irgend ein anständiger Mann gestorben ist, sendet er schnell einen Korb mit Sauterne oder Ribesalles den Erben desselben zu, als wäre der Wein von dem Verstorbenen bestellt. Die Erben bezahlen dann aus Pietät gegen den Seligen, und der Herr Weinhändler macht ein gutes Geschäft."

Da der Kläger nun auch nicht beweisen konnte, daß die Bestellung, für welche er Bezahlung verlangte, wirklich bei ihm gemacht sei, und der Mandatar der Erben im Gegentheil die Unmöglichkeit dieser Bestellung nachwies, so wurde er mit seiner Klage zurückgewiesen und in die Kosten verurtheilt. Allerdings war dies noch sehr gelinde, da er eigentlich wegen Versuchs von Fresserei hätte bestraft werden sollen.

Ueberhaupt macht die Ausbildung der Spitzbuben in Paris noch täglich die bedeutendsten Fortschritte und sie wissen stets Neues aufzubringen, um die Menge auszubeuten.

So declamirte neulich ein junger Mann in den elysäischen Feldern eine Rolle aus einem beliebten Schauspiel. Man fragte sich zunächst, ob dieser Mensch nicht verrückt sei. „D nein,“ lautete die Antwort eines unter den Zuschauern stehenden Herrn, „er will sich nur gewöhnen, vor dem Publikum zu sprechen, weil er nächstens die Bühne zu betreten gedenkt.“

Indessen begannen die Freunde des Declamators sich ebenfalls an das Publikum zu gewöhnen und dessen Taschen zu leeren, bis die Polizei ergreifende Kritiken lieferte. F.

(Ein Unglück, was sich noch ertragen läßt.) In Brüssel trat kürzlich in eine Apotheke ein Mann, welcher irgend ein Arzneimittel bereiten ließ. Als man ihm sagte, daß dasselbe fertig sei, fragte er: „Was kostet die Geschichte?“

„Zwei Francs zehn Centimes.“

„Hier ist das Geld.“ Damit nahm er seine Flasche und verließ eiligst die Apotheke. Der Apotheker streicht das Geld zusammen, bemerkt aber mit Schrecken, daß die zehn Centimes wohl richtig, das Zweifrankstück jedoch von Zinn sei, worüber er einen kräftigen Fluch ausstößt.

Der Gehülfe fragt ihn: „Soll man dem Kerl nachlaufen? — vielleicht kann man ihn noch erwischen.“

Der Prinzipal tritt an die Thür, blickt auf die Straße und entgegnet dann: „Es nützt nichts, bemühen Sie sich nicht erst, es ist nichts mehr von dem Menschen zu erblicken — und übrigens,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „habe ich immer noch zwei Centimes Profit bei der Sache.“ F.

(Eine moderne Griseldis?) Die R. Btg. erzählt aus Paris: Eine sonst ganz vortreffliche junge Frau hat den Fehler, sehr excentrisch in ihrer Toilette zu sein. Sie ist schön, geistreich, gebildet und tugendhaft, und diese Eigenschaften wären doch gewiß hinlänglich, um ihr alle Herzen zu gewinnen. Ihr selbst scheinen sie indessen nicht zu genügen. Sie ist von einem wahr-

haft junonischen Wuchse, und hätte wahrlich nicht nöthig, zur Crinoline, zu dieser in Reifen geschlagenen Nothlüge, Zuflucht zu nehmen; dennoch trägt sie eine, und zwar eine solche, deren Umfang an das Heidelberger Faß erinnert. Sie hat ein reizendes, blühendes Gesicht, große, dunkle Augen, einen kleinen, fein geschnittenen Mund, und einen Hals, der an blendender Weiße den Marmor von Paros übertrifft; dennoch schminkt sie sich die Wangen mit Azurine, färbt sich die Augenlider mit Circasienne, malt sie mit Purpurine ihre Lippen und bestreut sie ihren Schwanenhals mit einer dicken Schicht von Poudre de Riz. Kurz, sie sucht jeden Morgen durch Kunst alles zu verderben, womit die gütige Natur sie so reichlich bedacht. Ihr Anzug ist eben so bunt wie ihr Gesicht, und da sie sehr häufig allein ausfährt, wird man leicht versucht, sie für eine jener Frauen zu halten, „die so unschuldig wie längst gefallener Schnee sind“. Ihr Gatte, der sie wahrhaft liebt, hat schon unzählige Male alle Mittel der Beredsamkeit angewandt, um seine Hälfte zu überzeugen, wie sehr sie sich in den Augen der Welt durch ihr buntes Auftreten schade. Seine oratorischen Bemühungen waren aber umsonst. So reich er auch an Gründen für seine Ansichten war, seine Frau war noch viel reicher an Gegengründen, und alle seine rhetorischen Blumen welkten schnell hin vor der Gluth, mit der sie ihr Recht vertheidigte, in Toiletten-Angelegenheiten ihren eigenen Geschmack als maßgebend zu betrachten. Als sie nun vor einigen Wochen in einem offenen Wagen ohne Begleitung nach Vincennes fährt, um dort dem Wettrennen beizuwohnen, wird sie im Faubourg St. Antoine von einem jungen Manne auf eine Weise angerebet, als ob sie zur Halbwelt gehörte. Empört über das Betragen dieses Herrn, fordert sie ihren Kutscher auf, ihm einen Peitschenhieb zu versetzen. Inzwischen drängt sich das Volk herbei und die Scene droht einen sehr ernsten Charakter anzunehmen, als ihr Schwager herbeikommt, mit dem jungen Manne die Karten wechselt, zu seiner Schwägerin in den Wagen steigt und mit ihr nach ihrer Wohnung zurückkehrt. Zu Hause angelangt, vernimmt sie von ihrem Gatten, daß der Austritt im Faubourg zu ihrer Besserung und Belehrung von ihm veranlaßt und sein Bruder als Deus ex machina dahin gesandt worden. Kaum hatte er aber diese Mittheilung gemacht, als ihm seine Gattin erklärte, nicht ferner mit einem Manne leben zu wollen, der sie mit kaltem Blute der öffentlichen Verachtung Preis gegeben.

Am folgenden Morgen reiste sie zu einer ihrer Verwandten nach Orleans, und es ist bis jetzt dem verzweifelten Ehemanne nicht gelungen, sie zur Rückkehr in sein Haus zu bestimmen.

(Eine vernachlässigte Gattin.) In Chicago kam unlängst eine Frau in das Bureau des Militär-Comités und beklagte sich: „Mein, meine Herren, denken Sie sich, ich habe nun drei Männer in der Unionsarmee und auch kein einziger schickt mir nur einen Cent, da kann ich mir nicht helfen, ich muß mich an das Militär-Comité wenden, das muß mir Unterstützung gewähren!“ F.